

# Die Außenseiter im Roman

## Erfolge der Banlieue-Literatur

Medard Ritzenhofen\*

» Frankreich und seine Immigranten, das ist eine große Erzählung, die zurückreicht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Nation mit ihrer Devise Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch als wichtigstes Einwanderungsland Europas ernst machte. Nicht umsonst besitzt ein Drittel der Franzosen familiäre Wurzeln, die außerhalb des Hexagons liegen. Dies findet seinen Niederschlag in der zeitgenössischen Literatur.

Wo die Statistik abstrakt bleibt, wirken die Schicksale, aus denen sie sich zusammensetzt, umso brisanter. Die epochale Geschichte der Immigration *à la française* besteht aus zahllosen individuellen Ankünften und Einreisen, die vielfach literarisch verewigt wurden. In jüngerer Zeit liehen so völlig verschiedene Schriftsteller den Immigranten ihre Feder wie Michel Tournier (*La goutte d'or*, 1986), Azouz Begag (*Le gone du Chaâba*, 1986), Tahar Ben Jelloun (*Les yeux baissés*, 1991), Andreï Makine (*Le testament français*, 1995), J.M.G. Le Clézio (*Poisson d'or*, 1997), Guillaume Chérel (*Les enfants rouges*, 2001), Fatou Diome (*Le ventre de l'Atlantique*, 2003) oder Patrick Goujon (*Moi non*, 2003). Mit ihrem Buch *Kiffe kiffe demain* machte die 19-jährige Faïza Guène 2004 die *Cités*, wie die Trabantenstädte in Frankreich genannt werden, geradezu salonfähig. Die Medien hofierten die Tochter algerischer Einwanderer, die so lässig wie kratzbürstig aus ihrem Leben in einer Pariser Hochhaussiedlung plauderte, als neue „Française Sagan der Vorstädte“. Das literarische Genre *Banlieue-Roman* versprach *Paradiesische Aussichten* (so der deutsche Titel des Romans, 2006 erschienen im Hamburger Carlsen Verlag): 400 000 verkaufte Exemplare katapultierten die Jungautorin in jenen Pariser Medienzirkus, der, wenn er überhaupt seine Aufmerksamkeit jenseits des *Périphérique* lenkt, dort das Bild von gewalttätigen Jugendlichen und rechtsfreien Räumen bedient.

Der Zwiespalt zwischen Abstoßung und Anziehung, Ignoranz und Faszination ist bemerkenswert: Die Erfahrungen, die insbesondere junge Einwanderer in ihrer neuen Heimat machen, mögen noch so bedrückend sein, in Romanform gebracht, feiern sie glänzende Erfolge. Während die Gesellschaft vor den realen Lebensumständen der Immigranten lieber die Augen verschließt, werden fiktive Lebensläufe im Dickicht der Vorstädte geradezu verschlungen. Wo die Politik um mehr Lehrstellen und Praktika betteln muss, lassen sich Jurys bei Preisen für *Banlieue*-Romane nicht lange bitten. Die in Frankreich viel diskutierte „*discrimination positive*“, die über eine gezielte Förderung ethnischer Minderheiten die Chancengleichheit nachbessern will, funktioniert auf dem Büchermarkt bestens. Je düsterer die Aussichten eines farbigen Nobodys in einer der gesichtslosen *Banlieues*, desto heller die Freude des Lesepublikums, solche Schicksale schwarz auf weiß in den Händen zu halten.

Schlagendes Beispiel für diese scheinbare Paradoxie ist der nun in exzellenter deutscher Übersetzung vorliegende Roman *Das Herz der Leopardenkinder* (*Le Cœur des enfants-léopards*) von Wilfried N'Sondé. Und das nicht nur, weil dessen Ich-Erzähler so viel Prügel bezieht, dass er sich des Mitgefühls seiner Leserschaft von der ersten Seite an sicher sein kann. Dass farbige Jugendliche auf französischen Polizeirevieren nichts zu lachen ha-

\* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Straßburg.

ben, hat sich herumgesprachen. Hier aber hat es einen von ihnen ganz übel erwischt: „Gleich darauf das dumpfe Geräusch einer Faust, die auf Fleisch trifft, ein Knochen splittert. Das bin wohl ich, den man da schlägt, lässt mich doch schlafen und mich erinnern, ich kann nicht mehr. Es müssen mehrere sein, die mich prügeln und schubsen, vielleicht versuchen auch manche, mich zu schützen. Ein toller Tanz von Uniformen, Schmähungen, Ordnungsrufen.“

Einmal mehr scheinen sich die schlimmsten Ahnungen über das Aggressionspotenzial der *flics* zu bestätigen. Doch so leicht macht es der Autor dem Leser nicht. Das Opfer willkürlicher Staatsgewalt hat selbst zuvor in blinder Wut schwere Schuld auf sich geladen. Recht und Rache lassen sich nicht mehr ohne weiteres trennen, denn angesichts des absurden Mordes an einem untadeligen Vorzeigepolizisten geraten die gewohnten Deutungsmuster ins Wanken. Mit dem grausigen Hinterhalt, in den dieser Roman zwei Menschenleben stürzen lässt, tappt auch der Leser in die Falle offensichtlicher Klischees. Überrascht dieses Buch mit einer inhaltlichen Volte, so beeindruckt es durch seinen geradlinigen Stil. Erzählt wird dieser Roman durchgängig als großer innerer Monolog des jungen Inhaftierten, der sich in einer grimmen Beichte seinen sarkastischen Reim auf das „Wunderland der Integration“ macht.

Der 41-jährige Wilfried N’Sondé weiß, wovon er schreibt. Wie sein namenloser Protagonist wurde er im Kongo geboren, bevor er seine Jugend in einer typischen Pariser Vorstadt verbrachte. Als studierter Politologe zog es ihn nach dem Fall der Mauer nach Berlin, wo er bis heute Sozialprojekte mit türkischen Jugendlichen betreut. Sein 2007 erschienener Roman ist sein erstes Buch und zugleich ein ungemein starkes literarisches Debüt, das mit dem *Prix Senghor* und dem *Prix des Cinq Continents de la Francophonie* zu Recht zwei namhafte Literaturpreise erhielt. Überzeugend ist vor allem die kurz angebundene Sprache des Ich-Erzählers, in der dieser sich trotzig Rechenschaft über sein Leben ablegt. Ein Leben, das alle Tristesse hinter sich lässt, wenn die schöne Mireille – „Prinzessin meiner Tage, Delirium meiner Nächte“ die Erinnerungen erheilt. Denn die Liebe blüht auch zwischen Beton. Das Ghetto hat seine eigene Poesie, die umso anrührender wirkt, wenn sie

aufleuchtet aus „dem Grau und den verkommenen, verrotteten, versiffen Menschenkäfigen mit der ewigen Spucke und dem Gestank von Pisse im Flur.“

Bei aller Härte des lakonischen Stils und des dem Rapsound abgelauteten Stakkato der Sätze versteht sich N’Sondé auch auf die epische Tonlage. In geradezu impressionistischer Manier pinselt er einen *Clash of Civilizations à la française*, der die kulturellen Konflikte folkloristisch auflöst.

## Die Banlieue lebt

So mies das Image der französischen Vorstädte auch sein mag, als Schauplätze in Literatur oder Film ist ihr Prestige unbestritten. Stellvertretend für letzteren seien der 1995 in Cannes prämierte *La Haine* (Hass) von Mathieu Kassovitz und der 2004 mit dem *César* ausgezeichnete Film *L’esquive* von Abdellatif Kechiche genannt. Sowohl in sprachlicher Bearbeitung als auch im Visier der Kamera erscheinen die schäbigsten Wohnblocks als inspirierender Kosmos, verwandeln sich Menschen, mit denen man eigentlich nichts zu schaffen haben will, in aufschlussreiche Charaktere. Mögen sich Politik und Gesellschaft noch so schwer tun mit radikalen Außenseitern, in Kunst und Kultur stehen sie seither im Mittelpunkt.

Seit im Spätherbst 2005 die französischen *Cités* brannten, leuchtet die *Banlieue*-Literatur umso heller. Wilfried N’Sondé entfacht nachgerade ein sprachliches Fegfeuer für den rotzigen Übeltäter zum Abschluss seines grellen *roman noir*. Die Frage nach der eigenen Identität bleibt so ungeklärt wie der Tonfall unversöhnlich. Hier spuckt genau die „*racaille*“, sprich das asoziale Pack, Gift und Galle, dem Nicolas Sarkozy, bevor er zum Präsidenten gewählt wurde, mit dem Hochdruckreiniger zu Leibe rücken wollte. Doch sind Frankreichs Vorstädte bis heute weder sicherer noch sauberer geworden. Vielleicht kann sich die *Banlieue* nur selbst läutern, schwarz auf weiß, indem sie zwischen literarischer Bestätigung und stilistischer Provokation ein neues Kapitel im Buch der Immigration aufschlägt.

Wilfried N’Sondé, *Das Herz der Leopardenkinder*, Verlag Antje Kunstmann, München 2008, 128 S.